

Hermann Eberhardt

Erwägungen zum Begriff der Hoffnung und zum Gegensatz von Hoffen und Tun im Kontext von Friedensethik

Skript März 2023

VORBEMERKUNG

Was ich hier vortrage, greift immer wieder auf frühere Überlegungen zurück. Sie alle sind, wie das folgende Skript, über das Medium meiner Homepage zugänglich und über Blättern dort zu finden. Die Bibel zitiere ich in der Regel nach der jüngsten Version der Lutherbibel. Abweichungen davon werden in () vermerkt. Tauchen Hervorhebungen auf, sind diese von mir. Nach alter Schule lernte ich, eine Abhandlung über jeweils leitende Zwischenüberschriften zu gliedern und damit auch Inhaltsübersicht zu schaffen. Emotional und intellektuell verwickelt, wie mein Thema nun einmal ist, hätten nach diesem Prinzip zu viele Absätze ihre von ihren „Stichworten“ abgeleitete Überschrift bekommen müssen. Das aber hätte im Rahmen meiner kompakten Schreibweise für schnelle Leser(innen) auch nicht mehr gebracht als ein Stichwortverzeichnis am Schluß oder – dann auch persönlich anpassungsfähig! – die digital bereitstehende Such-„App“ leisten können. So gibt es denn keine Zwischenüberschriften und mit meiner kompakten Schreibweise auch die Zumutung, Sätze hier und da zweimal zu lesen.

EINSTIEG

Wenig anderes hat mich seit dem imperialistischen Angriff Rußlands auf die Ukraine im Februar 2022 gedanklich so beschäftigt wie die Frage, wie dem zu begegnen sei. Dabei stieß ich in der Auseinandersetzung mit der pazifistischen Forderung „Frieden schaffen ohne Waffen“ natürlich auch auf die Problematik der diese Forderung tragenden Hoffnung auf unbewaffnete oder auch gewaltfreie Organisation bzw. Gestalt menschlichen Miteinanders.

Folge ich dem derzeit allgemein gängigen Slogan „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, lassen sich Hoffnungen in jedem Fall nicht einfach begraben. Dem Römer M. T. Cicero (106-43 v. Chr.) wird der Ausspruch: „So lange ich atme, hoffe ich“ („Dum spiro spero“) zugeschrieben. Wonach denn Hoffnung als Existential einzuordnen wäre, d. h. zum Leben gehörig wie das Atmen. Doch gibt es nicht auch falsche oder irrige Hoffnungen, die „fahren zu lassen“ bzw. zu „begraben“ um des Überlebens willen fraglos tunlich ist?

Die klassische „weltliche Tugendlehre“ zählt vier zentrale oder auch „kardinale“ „Tugenden“ auf: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Christlich gesehen kommen zu diesen (siehe dazu den Katechismus der Katholischen

Kirche) noch – in Anlehnung an 1.Kor 13,13 – die „drei göttlichen Tugenden“ „Glaube, Hoffnung, Liebe“ hinzu. „Hoffnung“ bekommt damit sozusagen noch einen katholischen Heiligenschein. Wie ist damit umzugehen?

Jedem, der zum Substantiv „Hoffnung“ (griech.: ‚elpis‘) ins Neue Testament schaut, muß auffallen, daß seine vier Evangelien zu diesem nichts melden. Erst ab der Apostelgeschichte warten hier Auskünfte zur spezifisch biblischen Fassung des Begriffs. Auch der Evangelienbefund hinsichtlich des Verbums „hoffen“ (‚elpizein‘) ist spärlich. Nur dreimal begegnet hier „hoffen“ im religiös-alttestamentlich qualifizierten Sinn: Mt 12,21 im Kontext des Gottesknechtzitats aus dem AT; Lk 24,21 im Munde der von ihrem enttäuschten Hoffen auf Erlösung erzählenden Emmausjünger; Joh 5,45 im Munde des „Gottessohnes“, der dem hoffenden Glauben an Mose den hoffenden Glauben an Christus entgegensetzt. Daneben vergegenwärtigen allein zwei Verse bei Lukas sozusagen alltägliches Hoffen. Wer etwas leiht, „hofft“ bzw. erwartet, es dann auch zurück „zu bekommen“ (Lk 6,34). Herodes „freute ... sich“, Jesus zu sehen, weil er „hofft“, von ihm dann auch einen Machterweis („Zeichen“) zu erleben. Das Hoffen des Herodes kommt nicht von ungefähr vager daher als das des Sündertyps von Lk 6,34 mit seinen festen Vergelterwartungen. Laufend bekunden die Evangelien Jesu Weigerung, sich „objektiv“ durch „Zeichen“, sprich: reale Beweise seiner messianischen Macht, zu legitimieren.

Damit bin ich schon bei differenzierenden Beobachtungen. Ihnen wende ich mich nun zu.

WARUM KINDHAFT ZU HOFFEN ODER AUCH DIE „TUGEND“ DER HOFFNUNG NICHT AUSREICHT, UM FRIEDEN NACHHALTIG ZU SICHERN.

Hoffnung betrifft in der Zukunft Liegendes. Wer hofft oder eine Hoffnung pflegt, hat Zukünftiges im Blick. Nach unserem Sprachgebrauch erscheint diese Zukunft zugleich unbedingt positiv besetzt. Man hofft auf Gutes, wenn nicht gar Besseres. Negatives bzw. Bedrohliches wird nicht ge- oder erhofft, sondern ge- oder befürchtet. Wenn nach traditioneller Redensart eine schwangere Frau „guter Hoffnung“ ist, scheint darin nicht nur positive Einstellung gegenüber Kindern als „Gabe Gottes“ auf. Mit der Geburt des Kindes wird hoffnungsvoll auch erwartet, daß damit die Mühsalen und Gefahren von Schwangerschaft und Geburt gut überstanden sein werden.

Daß letzteres nicht einfach selbstverständlich ist und damit generell fest bzw. sicher gerechnet werden kann, lehrt nüchterner Abgleich mit der Wirklichkeit des Lebens. So begegnet „Hoffen“ öfter auch als verkapptes Synonym für „Wünschen“. In dem Maße, in dem auch Befürchtungen bzw. Ängste das Leben begleiten und die psychische Einstellung bestimmen können, kann Hoffnung nicht absolut gesetzt werden. Was erhofft wird, ist nur „in der Kirche“ so „sicher wie das Amen“ *dort*. Will sagen: Wo auch immer eine(r) „hofft“, ist der jeweilige

Kontext persönlicher Einstellung bzw. die psychische Verortung mit zu bedenken. *Hier* begegnet Hoffen als Synonym von „Glauben“ (,credo'), an dem nicht zu rütteln ist. *Andernorts* repräsentiert es Bewußtsein fehlender „letzter“ oder auch „objektiver“ Sicherheit.

Dem blanken „Hoffen“ Ciceros entspricht – wenn überhaupt – ein „Glauben“ im Sinne nicht hinterfragten Vermutens (lateinisch: ,puto“, wohl unterschieden von ,credo'), d. h. eine „optimistische“ Lebenseinstellung ohne reflektiertes Wenn-und-Aber. Wie viel für dieses Hoffen spricht, wird deutlich, so bald man/frau der Gegeneinstellung des „Pessimismus“ begegnet. Für Pessimisten „geht's alleweil bergab“. Auf der Rutschbahn „depressiver“ Art bleibt nichts Belebendes zu hoffen und kann auch keine Sperre zwischen Zweifel und Verzweiflung begegnen. – Wie denn „Optimisten“ bei einseitiger Gegenposition schon jegliches hinterfragende Zweifeln fremd ist.

Vergegenwärtige ich mir vor diesem Hintergrund spezifisch christliches, d. h. von der Religion her qualifiziertes Hoffen, sehe ich dazu etwa mit Hebr 11,1 alles die Tradition Bezeichnende gesagt. „Es ist aber“, lese ich dort, „der Glaube eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“ Christen sind nicht einfach Optimisten. Ihr Hoffen entspringt ihrem Glauben (,pistis'/,fides'), wird von diesem konfiguriert bzw. untermauert und kennt daher bezeichnenderweise auch ohne sichtbare Belege keine Zweifel. Ins „Credo“ eingebettete Hoffnung bedarf keines realen bzw. objektivierbaren Anhalts. „Wir wandeln [in dieser Welt] im Glauben und nicht im Schauen“, schreibt der Apostel Paulus 2.Kor 5,7. Mit Paulus im Rücken kann kurzschlüssige Dogmatik von jeglicher innerweltlicher Bewahrheitung absehen. Hier wird dann „blind“, „geglaubt“ bzw. „gehofft“; und Zweifel oder gar die Aufforderungen zum Abgleich mit konkretem Erleben kennzeichnen unbesehen die sogenannten „Ungläubigen“. Muß ich darauf hinweisen, wie selbstlaufend dergestalt „blindes“ Glauben bzw. Hoffen die Grenzen zwischen „Glaube“ und dem, was „Ideologie“ als solche kennzeichnet, überschreitet?

„Guter Glaube“ gibt – nach meinem Verstehen und salopp im Gegensatz zum „schlechten Glauben“ einer Ideologie gesagt – weder seine eigenen Augen noch seinen eigenen Verstand an der Garderobe ab. „Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“ schließt für mündige Zeitgenossen keineswegs Zweifel an dem, was man sieht, aus. Wo auch immer fraglos „blinder Glaube“ gefordert wird, sehe ich Ideologie und die ihr eigene „entwertende Übertreibung“ (Friedemann Schulz von Thun) von Glaubensgehorsam oder auch Glaubenstreue am Werk. Mündige Zeitgenossen können dagegen alte Hoffnungen bzw. die mit ihnen verknüpften Erwartungen nicht nur „prüfen“ (vgl. 1.Thess 5,21: „Prüft aber alles und das Gute behaltet.“), sondern, sind sie abwegig oder obsolet geworden, auch begraben. Gottvertrauen in allen Ehren. Wo medizinischer Eingriff helfen kann, „hofft“ man/frau zumindest auch auf ärztliche Kunst. Und dieses Hoffen wird nicht nur

vom blanken Optimismus (s. o. Cicero) gestützt, sondern erhält seine Schubkraft auch über seriöse Statistik medizinischer Erfolge.

Statistik bewahrheitet, relativiert oder falsifiziert spätestens im Nachhinein vor-gefaßte Erwartungen und steht damit für innerweltlichen Abgleich mit der Wirklichkeit. Nicht von ungefähr „frisieren“ autokratische Systeme Wahlergebnisse zu eigenen Gunsten. Wo Statistik gefälscht wird, ist Ideologie im Spiel. Ideologie braucht „Fake“-Fakten, um unbezweifelbar zu bleiben und ihre Hoffnungen bzw. die ihnen zugehörigen „Visionen“ nicht „revidieren“ zu müssen.

Wie deutlich sich noch unmündiges Hoffen vom mündigen Hoffen unterscheidet, wird im Kontext naiven Jenseits- bzw. Auferstehungsglaubens greifbar. Naiver Glaube tröstet sich wunschgeleitet damit, daß man/frau nach der „Auferstehung zum ewigen Leben“ „seine verstorbenen Lieben wiedersieht“. Bleiben dort beide Augen geöffnet, sehe ich (angelehnt an die Anekdote eines Friedhofsgesprächs zwischen Dogmatik-Professor Karl Barth und sich vergewissernden Angehörigen) dann unweigerlich „aber auch die anderen“.

Je weniger die um „die anderen“ erweiterte Aussicht spontan zu meinen Wünschen oder auch Projektionen paßt, desto deutlicher gerät spezifisch christliche „Hoffnung“ im Verbund mit „Glaube“ und „Liebe“ ins Licht einer „Tugend“, die klassische katholische Ethik dann (vom Kontext des „Hohen Lieds der Liebe“ aus der Feder des Apostels Paulus 1.Kor 13 her) auch „göttlich“ nennen kann.

Muß ich dem folgen? Nach 1.Kor 13,7 „erträgt ... glaubt ... hofft ... duldet“ die „Liebe“ (,agápä‘), von der Paulus hier redet, „alles“. Daß Paulus mit ihr – gänzlich selbst-los, wie sie ist (V.5: „sie sucht nicht das Ihre“) – ein Ideal vorstellt, das „alles übersteigt“ (Einheitsübersetzung), sagt er zum Eingang des Kapitels selbst. Als Ideal begegnet sie frei von kritischen Vorbehalten oder Bedenken. Wer auch immer die Welt aus der Gipfelposition eines Ideals betrachtet, hat banale Bodenhaftung und die Niederungen aller Widersprüche hinter sich gelassen und sieht eben darin positionskonform auch keinen Mangel. Phänomenologisch unterscheiden sich idealistische und ideologische Position nicht von einander. Erst wo „Ideale“ in polarer Gegenüberstellung, d. h. nicht isoliert, begegnen, stellen sich auch Unterscheidungskriterien ein. Von daher kann vor dem Hintergrund christlicher Tradition kaum genug betont werden, daß das Gebot der „Nächstenliebe“ erst dort recht verstanden wird, wo es im Verbund mit dem „Genau-so-wie“-Kriterium oder Maß der „Selbstliebe“ begegnet. An anderer Stelle ging ich dem längst ausführlich nach. Wenn wir denn mit dem Begriff der „Liebe“ im Sinne der paulinischen ‚agápä‘ eine förderliche Beziehungskategorie vor uns haben, betrifft sie das „Du“ des Beziehungsgegenübers ebenso wie das „Ich“-Selbst und schließt einseitige Verabsolutierungen aus. Auch die wegen ihres Mangels an Selbstlosigkeit immer noch geschmähte „Selbstverwirklichung“ kann vor entsprechender Folie zu einem herausfordernden Ideal werden. Sätze wie: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ oder: „Die Partei hat immer recht“,

die offensichtlich mündige Selbstbehauptung ausschließen, vergegenwärtigen auf jeden Fall Ideologie.

Nach 1.Kor 13,7 und katholischer Tugendlehre begegnen Glaube und Hoffnung über die Liebe miteinander geradezu verwickelt. Denn bei der Liebe ist theologisch selbstredend an das biblische Gebot dreidimensionaler Liebe zu denken, das die Gottesliebe der Nächsten- und Selbstliebe voranstellt. Von der Dimension der Gottesliebe her gehört Glaube (an Gott) unabdingbar zum erfüllten Leben in Liebe; und dem dogmatischen Konstrukt entspricht dann auch, daß die „Liebe“ nicht nur „alles glaubt“, sondern auch „alles hofft“, was der (christliche) Glaube an Gott konsequent vorgibt. Werden der alles glaubende Glaube und die alles hoffende Hoffnung dann noch wie die Liebe in den ethischen Rang von „Tugenden“ (!) erhoben, bleibt für kritisches Hinterfragen oder Zweifeln vom Konstrukt her kein „moralischer“ Raum. – Es sei denn, man/frau stellt auch die Deutungshoheit der christlichen Kirchenoberen in Sachen Glaube samt ihm zugehörigen Hoffen in Frage und bestreitet, daß besagte (für „Orthodoxie“ zuständige) Kirchenoberen „immer Recht haben“!

Nach klassischer „katholischer“ Glaubenslehre eignet der rechten/wahren Kirche Funktion und Macht der Heilsvermittlung. Daß es „außerhalb der Kirche [extra ecclesiam] kein Heil“ geben kann, bindet mithin alle (wahren) Gläubigen unweigerlich an den Katechismus und die Riten der Kirche. Muß ich hier weiter ausführen, wie damit Glaubensgehorsam im Verein mit Strafangst bzw. Angst vor Heilsverlust unter der Hand nicht nur die Macht der Kirche sichert, sondern Unmündigkeit transportiert? Das Markusevangelium endete ursprünglich mit seinem 8. Vers: Die das Grab Jesu besuchenden Frauen können mit der Engelsbotschaft aus dem leeren Grab nichts anfangen. Sie fliehen entsetzt und ratlos. Erst im 2. Jahrhundert wird das Markus-Narrativ weiterführend bis zur Schwelle der Apostelgeschichte mit den Versen 9-21 ergänzt. Vers 16 lese ich da aus dem Munde des auferstandenen Jesus: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Wenn das schon im 2. Jahrhundert so ins Evangelium eingetragen werden kann – wie selbstverständlich hängt dann „Seligkeit“ auch von vorbehaltloser Kirchentreu und entsprechendem Glauben und Hoffen ab! Seiner oben schon zitierten Definition des Glaubens (Hebr 11,1) schickt der Hebräerbrief die Versicherung (10,39) voraus: „Wir aber sind nicht solche, die zurückweichen und verdammt werden, sondern solche, die glauben und die Seele erretten.“

Reformator Martin Luther war so wenig mit den Konsequenzen der Sühnopfer-Theologie des Hebräerbriefs einverstanden, daß er diesen in seinem NT nach hinten rückte. Nach dem Hebräerbrief kann man seine Seele durch das Ritual der „Buße“ nur einmal „erretten“. Wer danach in Sünde zurückfällt, hat seine Seligkeit verspielt (vgl. 10,26f.). Wo man den Jüngsten Tag alsbald erwartet, erwächst daraus zu Zeiten und im Kontext des Hebräerbriefs der einleuchtende Appell, sich

(ja doch „nur noch eine kleine Weile“ – 10,37) bis zur ‚parousia‘ Christi sündenrein zu halten. Bleiben, wie die Menschheitsgeschichte zeigt, die Wiederkunft Christi und der Jüngste Tag jedoch unabsehbar aus, gerät kirchliche Seelsorge ins Dilemma. Menschen sind nun einmal sünden anfällig und stehen über kurz oder lang, wo Wiederholung von Buße und Heilsversicherung ausgeschlossen werden, in der Kirche genauso rettungslos da wie außerhalb der Kirche. Das bedeutet: Kirche würde sich als Heilsvermittlerin selbst abschaffen, würde sie hier nicht ihre Glaubenslehre und die zu dieser gehörigen Hoffnungen und Rituale revidieren. Die namhaft „Katholische“ Kirche entwickelt daraufhin ihr Konzept vom priesterlichen Meßopfer und dem Schatz der Verdienste ihrer „Heiligen“. Reformator Martin Luther stellt die Glaubenshoffnung auf die „Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade“ über alle Vorstellungen von Werkgerechtigkeit und entsprechender Vergeltung am Jüngsten Tag. Unrevidiert bleibt dabei in der Tiefe eine Anthropologie, die den Menschen über die Erbsündenlehre sozusagen von Hause aus als eingefleischten Sünder sieht, der schon von daher externer Heilsvermittlung bedarf.

Vergegenwärtige ich mir all dies, wird mir auch klar, warum die sogenannte „Goldene Regel“, die nach Mt 7,12 (vgl. Lk 6,31) schon Jesus zum tragfähigen ethischen Grundsatz erklärte, fast bis heute im theologischen Schatten des dreidimensionalen Liebesgebots (Vgl. Mt 22,27ff; Mk 12,31f.; Lk 10,27) blieb. Letzteres kommt in Gottesglauben eingewoben daher und bindet an Religion bzw. Konfession. Erstere kommt ohne „Glauben“ aus und hebt schlicht auf vernünftige Schlußfolgerungen von selbsteigenen Wünschen bzw. Maßgaben her ab. Je länger ich der Goldenen Regel nachdenke, desto deutlicher sehe und empfinde ich auch deren emanzipatorisches Potential.

Nach der Goldenen Regel („Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!“) bedarf es keines Katechismus und vorlaufender Lehre gar von den drei „göttlichen Tugenden“. Sie sieht den Menschen hinreichend begabt, lebens- bzw. beziehungsförderliche Entscheidungen zu treffen. Besonnene vernünftige eigene Wünsche setzen (über den Mechanismus der „Projektion“) auch dem Verhalten der Mitwelt und den Mitmenschen gegenüber das rechte Maß. Ob die der Regel Folgenden ihre Begabung dazu auf Gott oder die Natur zurückführen, bleibt ihnen überlassen. Da sie natürlich „sich selbst die Nächsten“ sind, haben sie, sind sie das ungetrübt, natürlich auch ungetrübt Potential zur „Nächstenliebe“ – ohne daß dies besonders reflektiert werden mußte. „Hoffnung“ speziell im Kontext der Goldenen Regel zu reflektieren, erübrigt sich mithin. Wer den Weg einer Regel geht, tut dies nicht hoffend, sondern erwartend. Je schlüssiger eine Regel ist, desto weniger „kann man nur hoffen“, daß sie auch eingehalten wird, und desto mehr ist ihr zu trauen.

Die von der Goldenen Regel transportierte „Nächstenliebe“ liefert sich nicht unbegrenztem Hoffen aus, sondern erwartet (wechselseitige) Regelkonformität.

Wird diese Erwartung enttäuscht, steht auf jeden Fall der Überschritt in die nächste Etage der Regelung des Miteinanders an. Daß heißt: Man/frau steht an einer Schwelle, die zu überschreiten Kraft fordert. Denn nunmehr laufen die Dinge nicht mehr sozusagen von selbst. Wo einer sich nicht an die Regeln des Miteinanders hält, müssen diese eingefordert werden. Am Anfang stehen hier die Reklamation der Beziehungsstörung und eine glaubwürdige Drohung von Beziehungsabbruch im Sinne von „so nicht mit mir/uns“, schrittweise gefolgt von „Druck“ machenden Sanktionen, die man/frau sich dann auch was kosten lassen. Helfen auch diese nicht, gibt es noch die „Ultima ratio“ polizeilicher oder gar militärischer „Gewalt“. Das Ganze bleibt schlüssig eingebettet in die Goldene Regel empathischen Vorgehens. D. h.: Auch wer hier über hinreichende Waffen-Gewalt verfügt, bemüht sich, Brecher des Rechtsfriedens bei deren Einsichtsmöglichkeiten abzuholen und Verhärtungen oder Eskalation vorzubauen.

Muß ich weiter ausführen, welche Gegenkräfte gefordert sind, wo Mitmenschen einzeln oder in staatlichem Verbund die Goldene Regel mißachten? Mit dem imperialistischen Einfall Rußlands in die Ukraine wurde die Goldene Regel der Wahrung guten Miteinanders gebrochen. Wer auch immer das so sieht, ist folgerichtig nicht nach seinen Hoffnungen, sondern nach seiner tat-kräftigen Beteiligung am Einsatz zur Bewahrung dieser lebenstragenden Regel gefragt. D. h.: Wer hier „nur“ hofft, bekundet Rückzug des Schwachen bzw. Kraftlosen hinter die Hoffnungslinie oder – vielmehr (!) – einen Gottesglauben, der letztlich „Alles in Gottes Hand“ legt und in der alleinigen Hoffnung auf Gott die wahre Glaubensstärke sieht.

Von ihrem Selbstverständnis her können sich Christen hier auf Jesu „Bergpredigt“ und deren Aufforderung berufen, sich nicht (aktiv) auf gewaltsamen Widerstand gegen das Böse einzulassen (Mt 5,5; Mt 5,38). Auch des Apostels Paulus dialektische Aussage (2.Kor 12,10) vom „guten Mutes [Sein] in Schwachheit ... , denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark“, hätte hier Platz. Zum psychologischen Kontext der Goldenen Regel gehört aber wohl eher der Zuspruch von 2.Tim 1,7. „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht [,deilia' = ‚Feigheit, Verzagtheit‘], sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit“ lese ich hier. Also: Kein Rückzug hinter die Linie eines quietistischen (Stille haltenden) Optimismus (dem immerhin Befürchtungen der Feigen oder Verzagten fern liegen), sondern zuversichtliche Wahrnehmung der im Selbst (von Gott) angelegten Potenzen der Tatkraft, der Rücksicht gegenüber den Mitmenschen und besonnen angewendeter Vernunft – die heute selbstverständlich auch die Mitwelt einbezieht. Kurz: In der Goldenen Regel ist Selbstvertrauen gefragt, ja sie gründet auf Kräften im eigenen Selbst, die – wohl wahrgenommen – dann im Leben-in-Beziehung auch bis zum rechten Tun reichen. Natürlich scheint es unbesehen „besser, nicht zu re[a]gieren als falsch zu re[a]gieren“. Doch dem steht dann genauso gewichtig der Satz „Es gibt nichts Gutes außer man tut es“ entgegen und

fordert „Besonnenheit“ (sorgfältige ethische Reflexion) heraus. Wie viel lähmende „Furcht“, handelnd etwas falsch zu machen bzw. sich zu „versündigen“, bringt vorbehaltlose Selbstausslieferung an (in sich geschlossene perfekte) Ideale mit sich!

Wo auch immer Selbst- und Nächstenliebe unversöhnlich gegeneinander stehen, wartet das ethische Dilemma der Unverträglichkeit von (jeweils einseitig) absolut Gesetztem. Nicht von ungefähr begegnet im „Vaterunser“-Gebet Jesu unmittelbar neben der Bitte ums „tägliche Brot“ die um „Vergebung“ unserer „Schuld“. Zum aktiven Leben gehören Risiko, Versuch und Irrtum. Auch bestes Bemühen, bleibt nicht vor Irrtum und Fehlern bewahrt. Spätestens zwischen absolut gesetzten Handlungsidealen bleibe ich nach rechts oder links ein „Schuldiger“. Deshalb ist im Leben (als Leben-in-Beziehung begriffen) Vergebung so wichtig wie das tägliche Brot. An anderer Stelle ging ich dem längst nach und gelangte zur Formel von der Bruchstückhaftigkeit oder auch Fragmentarität individuellen Seins. Je nach moralischer Einstellung oder Prägung muß oder darf ICH damit leben.

Wer sich GOTT als letzter/höchster (richterlichen) Instanz gegenüber sieht, sieht sich Gottes „Gericht“ bzw. „Gnade“ entgegengehen. Wo lediglich das eigene „Gewissen“ als höchste Instanz gilt, hängt letzte Befindlichkeit von dessen (Wachsamkeit und) Urteil ab. Nach meiner „seelsorgerlichen“ Erfahrung reicht auch (bei vom Alter her mündigen) Gläubigen geistlicher Zuspruch der Vergebung Gottes („Versöhnung“ durch Gott) nicht aus, um ihre „Seele“/ihr ICH zu befrieden – so lange dieser Zuspruch dogmatisch leichtfertig an ihrem Gewissen vorbei geschieht. Zu letztem authentischem „Seelenfrieden“ gehört, Verfehlungen oder Schuldigbleiben auch sich selbst vergeben zu können/dürfen.

Das Neue Testament hält hier etwa im 1. Johannesbrief 3,20 die Aussage bereit, „dass, wenn uns unser Herz verdammt, Gott größer ist als unser Herz“. Ich finde darin nicht nur (Seelen)Trost für Gläubige, deren „gehorsames“ Gewissen sich mit Regungen des „Zweifels“ plagt. Mir begegnet hier zugleich die Aufforderung, dem HERRGOTT Größeres zuzutrauen als (anthropomorphe) Übertragung menschlicher „Herzens“-Regungen auf ihn (gar im Rahmen paternalistischer Prägung) bereit hält. Wenn oder weil GOTT größer ist als unser Herz, kann oder muß ER auch nicht in juristische Vergeltungszwänge eingebunden sein. Obendrein erscheint damit auch jede (engerzige) Vorstellung von der allein selig machenden eigenen Religion, Kirche oder Konfession fragwürdig. Menschliche (ungebrochen paternalistische) Fassung der Gottesbeziehung bzw. des Gottesglaubens mag dergestalt beschränkte Vorstellungen pflegen. Der GOTT, der größer ist als unser Herz, hat – wenn es denn nicht anders ausgedrückt werden kann – auch ein größeres bzw. weiteres „göttliches Herz“.

Wer dies „besonnen“ bedenkt, kann aus dem Zuspruch der versöhnenden Liebe Gottes, der der Rede vom größeren Herzen GOTTES innewohnt, keine „billigen“

Folgerungen entwickeln. Nur aus Kindhafter Gefühlslage heraus (und im Rahmen paternalistischer Prägung) erscheint die Beschränkung auf Kuseln in der Geborgenheit der (mutterhaften) „Liebe“ Gottes und Kuschen vor Gottes (vatertypischer) Strenge bzw. „Zorn“ schlüssig. Werden die (gläubigen) „Kinder Gottes“ selbstständig erwachsen, wächst ihnen schlüssig auch Selbstverantwortung bzw. der Auftrag, ihr Leben mündig in eigene Hände zu nehmen, zu.

An anderer Stelle führte ich längst weiter aus, was der Abschied von paternalistischer Weltanschauung alles mit sich bringt. So mag hier schon der Leitbegriff „mündig“ genügen, um das emanzipatorische Potential der Goldenen Regel zu betonen. Nur innerhalb traditionsgebundener Glaubenslehre kann „Hoffnung“ den Rang einer „Tugend“ bekommen. Auch tugendsamstes Hoffen entbindet nach der Goldenen Regel nicht vom Tun (des Guten) mit all seinen Risiken. Selbst bestes Hoffen ist – sehe ich genauer hin – mit der ihm zugehörigen unabgesicherten Offenheit nicht gegen Irrtum gesichert. Daß es auch irriges bzw. falsches oder bequemes Hoffen (gar auf Gott) gibt, kann wohl verdrängt, nicht aber von Besonnenen bestritten werden. So fällt denn angesichts der Schattenseiten menschlichen Hoffens auch die Möglichkeit dahin, Hoffen (als Synonym für kindhaftes Vertrauen und Wünschen) moralisch über das Tun zu stellen. Kurz: Hoffen reicht ethisch nicht aus, um Nichtstun (aktiv) zu rechtfertigen. Alleiniges Hoffen bleibt Notnagel des Trostes, wo Zwänge zum Kuseln nicht nur die Hände, sondern auch die Fantasie binden. Denn Nichtstun avanciert nicht selbstverständlich zum guten Gegenpol von fragwürdigem Aktionismus. Erst einmal wägend abzuwarten ist eines, über Nichtstun (gar „feige“) das Risiko, schuldig zu werden, zu vermeiden, ein anderes. Gar nicht zu reden vom Nichtstun als Symptom banaler Faulheit. Im unterhaltenden Theater hofft man nicht nur auf den „Deus ex machina“, sondern erwartet ihn und mit ihm ein „Happy End“. Auf der Straße gilt eher das nüchterne „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Ich zitierte den im Kern uralten Rat gegen (frommen) Rückzug hinter tatenloses Hoffen, weil dieser bereits daran erinnert, daß GOTT – man kann auch MUTTER NATUR an seiner Stelle sehen – dem Menschen z. B. seine Hände nicht nur zum Beten gab, sondern auch als Werkzeug der Selbsthilfe. Was für die Hände gilt, gilt gleichermaßen für Verstand und Gefühl (Sensitivität) und ist dann auch in der Goldenen Regel gegenwärtig. Von dieser Regel her sehe ich Friedensbewegte, die derzeit an den Ukrainern vorbei und ohne Absicherung gegen imperialistische Willkür Friedensverhandlungen mit Rußland fordern, diejenigen Passagen der „Bergpredigt“, auf die sie sich berufen, unselbständig lesen oder schlicht in Kindhaftem verfangen.

Die Medien berichten von Petitionen und bunten Demonstrationen gegen Krieg und für Friedensverhandlungen. Über diese zeigen die Beteiligten, wie sehr sie die Lage auch zu persönlichem Handeln drängt. Demonstrierende tun zumindest etwas und hoffen, Mitbürger in ihrem Sinne anzustecken. Demokrati-

sche Verfassung gibt dem Raum. Im Gegensatz zu autokratischem Umfeld bleibt solcher Raum jedoch gleichsam eine Spielweise zum Abreagieren. Auf ihr riskiert man/frau weder Kopf noch Kragen. Auch vor Blessuren bleibt man/frau geschützt, wenn er/sie die zum Wiesengebrauch gehörigen Spielregeln beachtet und Parteienkrieg außen vor bleibt. Daß an bunten Demos beteiligte Parteien für ihre Erfolgsstatistik nicht nur die Leute eigener Farbe, sondern die geballte Masse zählen, liegt ideologisch nahe.

Just in dem Kapitel seines 1. Korintherbriefes, in dem der Apostel Paulus Hoffnung im Dreiklang mit Glaube und Liebe an oberste Stelle rückt, schreibt er zwei Verse vorher (1.Kor 13,11): „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich [„näpios“] war.“ „Näpios“ bezeichnet „das kindliche Wesen“ (im „zarten Kindesalter“). Auch „unverbildet“ steckt darin. Daneben steht es aber auch für „unmündig“, „unreif“. Die neueren LutherBibelversionen übersetzen: „kindlich“, die von 1912 noch: „kindisch“. Paternalistisch geprägt wie Paulus ist, denkt er nicht daran darzulegen, wie das Abtun, „was kindlich war“, bei Frauen aussieht. Und ebenso paternalistisch steht für ihn (Röm 13,1) fest: „Jedermann [wörtlich: „Jede Menschenseele“] sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott angeordnet.“ Autokratische „Obrigkeit“ in Gestalt Putins – von Gott? Mündige Christen selbstverständlich „untertan“ und keine Demos, denn „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“?? Nach Paulus ist mit dem „Mann werden“ das Kuschneln vorbei, aber das Kuschnen gilt für ihn weiterhin – besonders für Frauen (Vgl. 1.Kor 14,34f.).

Die emeritierte Bischöfin (ich rede hier von Margot Käßmann), die als emanzipierte Demokratin zu Demos für Frieden im Sinne der „Bergpredigt“ aufruft, hat offenbar nicht gemerkt, wie kindhaft willkürlich (und damit sich selbst gegenüber unkritisch) sie als erklärt „Friedensbewegte“ die Friedensgesinnung betreffenden Passagen der Bergpredigt liest. Von Jesu geistlicher Position und seinem Wort von der Nähe der Kinder zum Himmelreich (vgl. Mt 18,3, Mk 10,15) her mag man/frau das rechtfertigen. Doch Jesus erwartete den Jüngsten Tag sozusagen schon übermorgen (vgl. Mt 10,23; 16,24; 24,34) und diese Vorbedingung seiner Ethik mochten etwa Paulus und der Verfasser des Hebräerbriefes noch übernehmen, kann 2000 Jahre später aber keine Ethik mehr tragen. So muß denn heute, wer Frieden bzw. verträgliches Miteinander will, nachhaltig denken. Und damit tritt an die Stelle naiv sorglosen Hoffens nachhaltige Verantwortung, die auch bedenkt, was zu erwarten ist, wenn skrupellose Gewaltige keine Gegengewalt und kein Scheitern an dieser mehr befürchten müssen.

Muß ich das weiter ausführen? Wer wünscht sich nicht – möglichst schon gestern – Schweigen der Waffen und Friedensverhandlungen, die zum Ende des nunmehr schon ein Jahr dauernden Krieges, des Tötens und schrecklicher Bilder

zerstörender Gewalt in der Ukraine führen? Selbst hier nur emotional Betroffenen bietet die Teilnahme an Demos für Friedensverhandlungen wenigstens das Gefühl, etwas Richtung Frieden tun zu können. Doch nachhaltig ist das so lange nicht, so lange politische Besonnenheit nicht zugleich dafür sorgt, daß Krieg gar nicht erst angefangen oder weitergeführt wird – weil hinreichende Kräfte (auch der „Waffengewalt“) dagegen stehen und jegliche Aussicht auf „Gewinn mittels Krieg“ entfällt.

SCHLUSSBEMERKUNG

So tief wie Prägungen im Menschen reichen (vom „Kopf“ über das „Herz“ bis zum „Bauch“ und zum Gebrauch der Füße zum „auf die Straße“ gehen), reicht intellektuelle Darlegung von Zusammenhängen natürlich nicht aus, um gar vom jeweiligen „Glauben“ oder einer Ideologie abgesicherte Überzeugungen zu wandeln. Da und vielleicht auch dort hoffe ich gleichwohl, dem/r einen oder anderen Leser(in) ein wenig Übersicht zu vermitteln, die vielleicht dann auch förderlich anstößig ist.